

Karen Rose

Todes herz



Weltbild

Todesherz

Die Autorin

Karen Rose studierte an der Universität von Maryland, Washington D.C. Ihre hochspannenden Thriller sind preisgekrönte internationale Topseller, die in viele Sprachen übersetzt worden sind. Auch in Deutschland feierte die Bestsellerautorin große Erfolge. »Todesstoß« stand auf Platz 1 der *Spiegel*-Bestsellerliste. Wenn Karen Rose nicht gerade Thriller schreibt oder auf Weltreise ist, lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern in Florida. Mehr Infos über die Autorin unter: www.karenrosebooks.com.

Karen Rose

Todesherz

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Kerstin Winter

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »*You belong to me*« bei Signet, an imprint of New American Library, a division of Penguin Group (USA) Inc.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Karen Rose Hafer

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Knauer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Kerstin Winter

Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse, München, www.grafikkiosk.de

Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Ilona Wellmann)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-938-3

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

In liebevollem Gedenken an A. C. Barrett, der mir das Binärsystem erklärte, als ich sieben war, mir mit acht die erste Geschichte von Poe zu lesen gab und mit mir, als ich neun war, an einem Donald-Duck-Hüpfball Boxen trainierte, damit ich mich gegen gemeine Jungs auf dem Schulhof verteidigen konnte.

Er war sehr kreativ in der Auswahl seiner Mittel, als er mir beibrachte, rückwärts einzuparken, damit ich meine Führerscheinprüfung bestand. Er tippte meine letzte Arbeit für die Uni ab, als mein Computer am Abend vor dem Abgabetermin abstürzte, damit ich den dringend benötigten Schlaf und meinen Abschluss bekam, und schimpfte nur ein klein wenig, weil ich meine Dateien nicht vernünftig gesichert hatte.

Er hat dafür gesorgt, dass mir niemand jemals sagte, ich könnte nicht schaffen, was ich mir vorgenommen hatte.

Und vor allem hat er mich immer geliebt, jeden Tag, Jahr für Jahr.

Du fehlst mir, Dad.

Und für Martin, meinen Fels.

Prolog

*Bayview, Delaware
Sonntag, 7. März, 11.15 Uhr*

»Verzeihen Sie, Sir, aber dort haben Unbefugte keinen Zutritt.«

Malcolm Edwards ignorierte die Stimme des Jachthafenmanagers und konzentrierte sich auf das Ziel vor ihm. Sein geschwächter Körper wurde bereits müde. Die Carrie On schaukelte auf den Wellen der aufgewühlten Chesapeake Bay, und in der Ferne zog ein Unwetter auf. Es war ein guter Tag zum Sterben.

Nur noch ein paar Schritte, dann kann ich mich ausruhen. Da fing der Steg unter seinen Füßen heftig an zu vibrieren, als Daryl ihm hinterherlief.

»He, Sie da, stehen bleiben! Dies ist Privatbesitz! Hey, Freundchen, ich sagte ...«

Malcolm fuhr zusammen, als eine kräftige Pranke seinen Oberarm packte und ihn herumriss. Stumm blickte er Daryl an und wartete, bis der ihn erkannt hatte.

Daryl blieb vor Schreck der Mund offen stehen, und aus seinem sonst stets geröteten Gesicht wich jegliche Farbe. »Mr. Edwards«, stammelte er und wich zurück. »Verzeihen Sie, Sir.«

»Schon gut«, erwiderte Malcolm freundlich. »Ich weiß, dass ich nicht mehr wie ich selbst aussehe.«

Er wusste, welchen Anblick er bot, und war überrascht,

dass Daryl ihn überhaupt erkannt hatte. Dass seine sogenannten Freunde ihn noch erkennen würden, bezweifelte er stark – nicht, dass sie sich die Mühe gemacht hätten, ihn zu besuchen. Nur Carrie war bei ihm geblieben, und manchmal hatte sich Malcolm gewünscht, sie hätte es nicht getan. In guten wie in schlechten Zeiten. Dies waren definitiv letztere.

Wahrscheinlich glaubte sie, dass er es nicht hörte, wenn sie manchmal unter der Dusche stand und weinte, aber er tat es. Und er hätte alles dafür gegeben, ihr diese Hölle zu ersparen. Aber das konnte der Mensch nicht entscheiden, das war Gottes Wille. Carrie, die Malcolms Verfall hilflos hatte mit ansehen müssen, hatte Gott verflucht, aber Malcolm konnte sich diesen Luxus nicht erlauben. Es lagen schon genug dunkle Flecken auf seiner Seele.

Daryl schluckte sichtlich. »Kann ich etwas für Sie tun? Ihnen irgendwie helfen?«

»Nein danke, ich habe alles. Ich gehe angeln.« Er hielt den Ködereimer hoch, den er als Tarnung gekauft hatte. »Ich will einfach nur den Wind im Gesicht spüren.« Ein letztes Mal, fügte er in Gedanken hinzu. Er wandte sich zu seinem Boot um und setzte entschlossen einen Fuß vor den anderen. Wieder vibrierte der Steg unter seinen Füßen, als Daryl unschlüssig neben ihm herging. Der Mann schien nicht zu wissen, wie er aussprechen sollte, was er auf dem Herzen hatte.

»Sir, ein Sturm kommt auf. Sie sollten besser warten.«

»Ich habe keine Zeit zu warten.« Nichts entsprach mehr der Wahrheit.

Obwohl es Daryl offensichtlich unangenehm war, versuchte er es weiter. »Ich könnte ein paar Leute zusammenschleppen, die Sie rausbringen. Mein Enkel ist ein guter Bootsmann.«

»Das weiß ich zu schätzen, wirklich, aber manchmal muss man allein sein. Sie sorgen sich um mich, und dafür danke ich Ihnen.« Endlich war er an Bord, und sein Körper schien in sich zusammenzufallen, als seine Hände sich um das Ruder schlossen. Es war schon viel zu lange her, seit er zuletzt in die Bucht hinausgesegelt war. Aber er war beschäftigt gewesen. Arztbesuche, Therapien und ... Er blickte in den düsteren Himmel hinauf.

Und Wiedergutmachung. Er hatte vieles wiedergutzumachen, besonders diese eine Sache, die seit einundzwanzig Jahren auf seiner Seele lastete.

Er dachte an den Brief, den er abgeschickt hatte. Blieb nur zu hoffen, dass er nicht zu spät kam. Blieb nur zu hoffen, dass er das Ruder lange genug auf Kurs halten konnte, um das zu tun, was getan werden musste. Blieb zu hoffen, dass Ertrinken wirklich wie Einschlafen war.

Die See wurde kabbeliger, der Wind heftiger, je weiter er hinausfuhr. Schließlich stellte er den Motor ab und lauschte mit geschlossenen Augen den Wellen. Tief atmete er die salzige Luft ein und genoss ihn, diesen letzten Tag. Carrie würde traurig, aber insgeheim auch ein wenig erleichtert sein. Sie hatte heute Morgen eine tapfere Miene aufgesetzt, als er ihr einen Abschiedskuss gegeben hatte. Wenn die Polizei an ihre Tür klopfte, um ihr die schlechte Nachricht zu überbringen, würde sie schwören, dass ihr Mann sich niemals selbst das Leben genommen hätte.

Aber tief in ihrem Inneren würde sie die Wahrheit kennen.

Er trat an Deck und stellte die Angelausrüstung auf. Er musste den Schein wahren, falls man das Boot intakt fand, nachdem er von einer »Welle über Bord gespült« worden war. Er nahm einen Köder und befestigte ihn am Haken, als eine harsche Stimme ihn in seinen Gedanken unterbrach.

»Wer sind die anderen?«

Malcolm fuhr herum, und der Köder glitt ihm aus den Fingern. Etwa einen Meter hinter ihm stand breitbeinig ein Mann, die Arme vor der Brust gekreuzt. Hass glomm in seinen Augen. Malcolm fuhr ein Angstschauder über den Rücken. »Wer sind Sie?«

Der Mann trat so sicher einen Schritt vor, als würde das Boot nicht schwanken. »Wer sind die anderen?«

Die anderen. »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, log Malcolm.

Der Mann zog einen Umschlag aus der Tasche, und Malcolms Magen verkrampfte sich, als er den Brief und seine eigene Handschrift erkannte. Seine Gedanken rasten einundzwanzig Jahre zurück, und er glaubte nun zu wissen, wer der Mann war. Auf jeden Fall wusste er, was der Mann wollte.

»Wer sind die anderen?«, fragte er erneut und überdeutlich. Malcolm schüttelte den Kopf. »Nein. Ich werde nichts sagen.«

Der Mann griff in die Tasche und zog ein langes Filetmesser hervor. Er hielt es hoch und betrachtete die scharfe Klinge. »Dann töte ich dich«, sagte er fast emotionslos.

»Na und? Ich werde ohnehin sterben. Ist Ihnen das etwa noch nicht aufgefallen?«

Das Boot bäumte sich auf, und Malcolm verlor den Halt, während der Mann kaum schwankte. Er hat Seemannsbeine. Wenn er derjenige war, für den Malcolm ihn hielt, konnte das gut sein. Der Vater des Mannes war Fischer gewesen und hatte sein eigenes Boot gehabt, aber auch das hatte er damals verloren.

Im Lauf der letzten Jahre waren Existenzen vernichtet und Menschen ruiniert worden. Und wir sind schuld. Ich bin schuld. Er wird mich umbringen, und ich habe es verdient. Aber Malcolm wollte weder die Identitäten der anderen preisgeben noch schmerzvoll sterben. Er tat einen Sprung zur Seite.

Aber der Mann war schnell. Er packte Malcolm am Arm, stieß ihn in einen Liegestuhl und band ihn an Händen und Füßen mit Stricken fest, die er aus seiner hinteren Hosentasche zog. Der Mann war gut vorbereitet an Bord gegangen. Jetzt sterbe ich.

Der Mann richtete sich drohend auf. »Wer sind die anderen?« Mit hämmerndem Herzen blickte Malcolm zu ihm auf.

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Du wirst es mir ohnehin sagen. Wenn ich Zeit hätte, würde ich all das mit dir machen, was ihr mit ihr gemacht habt.« Er sah Malcolm in die Augen. »Alles.«

Malcolm schluckte, als er daran dachte, was in jener Nacht vor so vielen Jahren geschehen war. »Es tut mir leid. Und das habe ich schon gesagt. Aber ich habe nichts mit ihr angestellt. Das schwöre ich.«

»Ich weiß«, sagte der Mann verbittert. »Das stand so in dem Brief. Obwohl du zu feige gewesen bist, das Geständnis mit deinem Namen zu unterschreiben.«

Er hatte recht. Er war damals feige gewesen, und er war es immer noch. »Woher wussten Sie, dass ich es war?«

»Mir war klar, dass es einer von euch gewesen sein musste. Ihr wart doch damals immer alle zusammen. Und ihr habt alle das Mannschaftsbild signiert.«

Malcolm schloss die Augen und sah es vor sich. Sie waren so jung gewesen, so verdammt arrogant, und sie hatten geglaubt, dass die Welt sich um sie drehte. »Das in der Pokal-Vitrine der Highschool.«

Er grinste höhnisch. »Ebenas. Und deine Handschrift hat sich in den zwanzig Jahren nicht besonders verändert. Das ›M‹ sieht noch immer gleich aus. Man muss kein Genie sein, um auf dich zu kommen. Was mich wieder zu dem Grund zurückführt, warum ich vorbeischaue. Du wirst mir sagen, was ich wissen will.«

»Nein. Wie ich schon im Brief sagte: Das ist eine Sache, die die anderen mit Gott ausmachen müssen. Tut mir leid.«

Das höhnische Grinsen wurde zu einem grausamen Lächeln. »Nun, das werden wir noch sehen.«

Er verschwand unter Deck. Sofort zerrte Malcolm an seinen Fesseln, obwohl er wusste, dass es keinen Sinn hatte. In seiner Erinnerung blitzten Bilder auf, kranke, scheußliche Szenen der Dinge, die man dem Mädchen damals angetan hatte, während er danebengestanden und zugesehen hatte. Tatenlos.

Ich hätte etwas tun müssen. Ich hätte dem Ganzen ein Ende bereiten müssen. Aber das hatte er nicht, und die anderen auch nicht. Und nun bezahlte er dafür.

Er hörte einen dumpfen Laut, als der Mann etwas aus der Luke zerrte. Eine Frau. Plötzlich brannte Säure in Malcolms Eingeweiden. Den Pullover, den sie trug, kannte er nur allzu gut. Seine Frau hatte ihn getragen, als er sich vor nur wenigen Stunden von ihr verabschiedet hatte.

»Carrie!« Malcolm versuchte aufzustehen, konnte es aber nicht. Carrie waren die Augen verbunden. Sie war gefesselt und geknebelt, und der Mann zerrte sie am Arm an Deck. »Lassen Sie sie laufen. Sie hat nichts getan.«

»Du auch nicht«, sagte der Mann spöttisch. »Das hast du selbst gesagt.« Er stieß Carrie auf einen Stuhl und hielt ihr das Messer an den Hals. »Jetzt sag schon, Malcolm. Wer. Sind. Die. Anderen?«

Verzweifelt sah Malcolm in die verengten Augen des Mannes, bevor sein Blick wieder von dem Messer an der Kehle seiner Frau angezogen wurde. Er konnte kaum atmen. Konnte nicht mehr denken. »Ich kann mich nicht erinnern.«

Ein Tropfen Blut rann über Carries Hals, als das Messer ihre Haut ritzte. »Wag es nicht, mich anzulügen«, sagte der Mann ruhig. »Wenn du weißt, wer ich bin, dann weißt du auch, dass ich nichts zu verlieren habe.«

Malcolm schloss die Augen. Er konnte nicht nachdenken, wenn er sie sah, er hatte zu große Angst. »Okay. Aber bringen Sie sie zuerst zurück an Land. Sonst sage ich kein Wort.« Carries Schmerzensschrei wurde durch den Knebel gedämpft. Malcolm riss die Augen auf, und das Entsetzen packte ihn. Sein Magen hob sich, und er würgte heftig. Er schlug die Augen nieder, um den Finger nicht sehen zu müssen, den der Mann ihm hinhielt.

Ihren Finger. Abgetrennt. Er hat ihr den Finger abgeschnitten. »Okay, ich sag alles«, brachte er keuchend hervor. »Verdammt, ich rede ja!«

»Dachte mir doch, dass du dich überzeugen lässt.« Der Mann wich von Carrie zurück, die sich Wimmernd so klein machte, wie ihre Fesseln es erlaubten. Aus der Brusttasche zog der Mann Notizblock und Stift. »Dann schieß los.«

Hastig spuckte Malcolm die Namen aus und verabscheute sich dafür, verabscheute sich für alles, was geschehen war. Dass er damals geblieben war und zugesehen hatte. Dass er den Brief geschrieben und seine Frau in Gefahr gebracht hatte. Der Mann ließ keinerlei Gefühlsregung erkennen, während er die Namen aufschrieb und den Block schließlich in seine Tasche zurückschob.

»Ich habe Ihnen alles gesagt«, presste Malcolm hervor. »Jetzt bringen Sie sie an Land. Sie braucht einen Arzt. Und bitte legen Sie den Finger auf Eis. Bitte, ich flehe Sie an!«

Der Mann musterte die Messerklinge, die rot von Carries Blut war. »Hat sie das auch gesagt?«

»Wer?«

Der Mann reckte aggressiv das Kinn vor. »Meine Schwester! Hat sie Sie angefleht?« Er packte Carries Haar, riss ihren Kopf zurück und hielt ihr das Messer an die entblößte Kehle. »Hat sie gebettelt?«

»Ja.« Malcolms Körper krampfte sich zusammen, als ein Schluchzer aus ihm herausbrach. »Bitte. Ich flehe Sie an. Sie hat nichts getan. Bitte! Ich habe Ihnen gegeben, was Sie wollten. Tun Sie ihr nichts mehr.«

Der Arm des Mannes zuckte, die Klinge durchtrennte Haut und Fleisch, und Malcolm schrie, als das Blut hervor-

sprudelte. O nein! Bitte, Gott, nein! Carrie war tot. Sie war tot.

Mit kaltem Blick zerschnitt der Mann die Stricke, mit denen er sie gefesselt hatte, und ihre Leiche landete vor Malcolms Füßen. »Es würde mir gefallen, wenn du zusehen müsstest, wie die Vögel sich über sie hermachen«, sagte der Mann, »aber vielleicht findet dich jemand, bevor du tot bist, und dann würdest du mich verraten. Natürlich könnte ich dir auch die Zunge herausschneiden, aber dir würde schon etwas einfallen. Also musst du sofort sterben.« Er hob Malcolms Kinn an, so dass er zu ihm aufschauen musste. »Aber ich schneide dir die Zunge trotzdem heraus. Irgendwelche letzten Worte?«

Der Mann stand nackt an Deck und sah zu, wie seine Sachen im grauen Wasser versanken und Malcolm und seiner Frau in die Tiefe folgten. Bei Einbruch der Nacht würden sie nur noch Fischfutter sein.

Der Sturm war über sie hinweggezogen und bereits abgeflaut, als er sich der Toten entledigt hatte. Es war ziemlich viel Blut geflossen, aber er hatte zum Glück an Wechselsachen gedacht. Er würde sich das Blut der Edwards' abdschen, bevor er die Carrie On in den kleinen privaten Hafen fahren würde, dessen Besitzer keine dummen Fragen stellte. Dort konnte er auch das Deck abspritzen und alle Hinweise auf den Bootseigner entfernen.

Er ging hinunter und hielt an der Theke der Bordküche an, wo er den Notizblock zur Sicherheit deponiert hatte: Er hatte nicht riskieren wollen, dass er mit Blut beschmiert

wurde. Nicht, dass er die Liste noch brauchte. Die Namen hatten sich bereits in sein Hirn gebrannt.

Einige hatte er erwartet. Andere waren eine Überraschung. Aber alle würden sich wünschen, sie hätten vor einundzwanzig Jahren das Richtige getan.

Eins

Baltimore, Maryland
Montag, 3. Mai, 5.35 Uhr

»Go get yourself some cheap sunglasses ...«, schnaufte Lucy Trask im Duett mit ZZ Top, während sie den Weg entlangjoggte, der durch den Park hinter ihrem Wohnhaus führte. Dass sie hoffnungslos falsch sang, war ihr vollkommen egal. Gwyn war die Sängerin von ihnen, und niemand kümmerte es, wie Lucys Stimme klang, solange ihre E-Geige den richtigen Ton traf. Im Übrigen waren jetzt höchstens andere Läufer unterwegs, und die hatten genau wie sie Stöpsel in den Ohren. Zu dieser frühen Stunde war niemand in der Nähe, den sie beeindrucken oder um dessen Meinung sie sich scheren musste. Das war einer von vielen Gründen, warum sie die Zeit vor Tagesanbruch so liebte.

Sie folgte der Kurve am Ende des Weges und lief locker aus, als ihre gute Laune plötzlich in sich zusammenfiel. »O nein«, murmelte sie betrübt. »Nicht schon wieder.« Mr. Pugh saß vornübergesunken am Schachtisch. Das Licht der Straßenlaterne fiel von hinten auf seinen Tweedhut.

Sie lief den Pfad zurück bis zu der Rasenfläche mit dem Tisch, an dem ihr alter Freund früher seine Gegner schachmatt gesetzt hatte. Diese Zeiten waren längst vorbei. Nun saß er in den Nächten mit gesenktem Kopf allein hier, den Mantelkragen gegen die Kälte hochgeschlagen.

Sie seufzte. Er war also wieder einmal mitten in der Nacht

aus seiner Wohnung spaziert. Sie wurde langsamer, als sie sich ihm näherte. »Mr. Pugh?« Sanft berührte sie ihn an der Schulter, um ihn nicht zu erschrecken. Er hasste nichts mehr, als wenn er erschreckt wurde. »Mr. Pugh? Wollen Sie nicht lieber nach Hause gehen?«

Nichts. Lucy runzelte die Stirn. Normalerweise hätte er nun aufgeschaut und sie verwirrt angesehen, und sie hätte ihn zurück zu Barb bringen können, die mit seiner Rundum-Betreuung nicht mehr fertig wurde. Doch nun hob er den Kopf nicht, er regte sich nicht einmal. Ihr wurde mulmig zumute. O nein. Bitte nicht.

Sie legte ihm zwei Finger an den Hals, schlug sich jedoch gleich darauf die Hand vor den Mund, um den aufkommenden Schrei zu ersticken, als sein Körper zur Seite sackte und ihm der Hut vom Kopf fiel. Einen Augenblick lang starrte sie ihn voller Entsetzen an. Sein Kopf war deformiert und mit Blut verklebt, und sein Gesicht ... Sie taumelte zurück, als ihr bittere Galle in die Kehle stieg.

O Gott. Oh, mein Gott. Sein Gesicht war fort. Und seine Augen auch.

Blind taumelte sie einen Schritt zurück, hörte ein Wimmern und begriff, dass es aus ihrer Kehle kam. Die Luft blieb ihr im Hals stecken, und sie zwang sich zu atmen.

Tu was. Mit zitternden Händen tastete sie nach dem Handy in ihren Laufshorts, gab 9-1-1 ein und fuhr zusammen, als sich eine forsche Stimme meldete.

»Hier ist die Notrufzentrale. Welchen Notfall möchten Sie melden?«

»Hier spricht ...« Lucys Stimme brach, als sie die Leiche fixierte. Sie schloss die Augen. Leiche? Das ist Mr. Pugh. Und jemand hat ihn umgebracht. O Gott.

»Hier ...« Sie konnte nicht sprechen. Nicht atmen.

»Miss?«, fragte der Mann drängend. »Was möchten Sie melden?«

Lucy räusperte sich. Riss sich zusammen. Griff auf viele Jahre Training zurück. Zwang sich zu einer ruhigen Stimme. »Hier spricht Dr. Trask von der Rechtsmedizin. Ich muss einen Mord melden.«

Montag, 3. Mai, 6.00 Uhr

Detective J. D. Fitzpatrick betrachtete die kleine Menschenmenge, die sich hinter dem Absperrband versammelt hatte. Nachbarn, dachte er. Einige in Morgenmänteln und Pantoffeln. Einige waren alt, andere noch nicht so sehr. Manche weinten. Manche fluchten. Manche taten beides.

Er trat unauffällig näher. Es war klug zu lauschen, wenn der Schock den Menschen unbedachte Bemerkungen entlockte.

»Was für eine Bestie tut einem alten Mann so etwas Grausames an?« Die Stimme der jungen Frau war wütend. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Er hat doch keiner Fliege etwas zuleide getan«, sagte ein Mann neben ihr.

»Verdammte Gangs«, murmelte ein alter Mann, ohne sich an jemand Bestimmten zu wenden. »Man traut sich kaum noch aus dem Haus.«

J. D. fiel auf, wie gepflegt der Rasen des kleinen Parks aussah. Hier hatten die üblichen Gangs keine Spuren hinterlassen, aber auf der Fahrt waren sie unübersehbar gewesen. Wahrscheinlich war die Grünanlage eine Art unberührter Schutzraum inmitten der hässlichen Umgebung für die Anwohner gewesen. Was für eine Illusion. Das Hässliche war überall.

Und das wurde nun auch den Nachbarn des Toten bewusst. Es bedurfte keiner Gangs, um einen Mord zu begehen. Ein Verbrecher allein reichte, vor allem wenn das Opfer alt, schwach und verwundbar war.

»Das wird Barb umbringen«, jammerte eine ältere Frau, die sich schwer an einen Mann lehnte. »Wie oft habe ich ihr gesagt, dass sie ihn in ein Heim geben soll? Herrgott, wie oft habe ich es ihr gesagt?«

»Ich weiß, Liebes«, murmelte der Mann. Er zog ihren Kopf an seine Schulter und hielt seine Hand so, dass ihr Blick vom Tatort abgeschirmt wurde. »Aber wenigstens ist Lucy hier.«

Die alte Frau nickte schniefend. »Sie weiß, was zu tun ist.«

Barb war vermutlich Frau oder Tochter des Opfers, aber J. D. fragte sich, wer Lucy war und in welcher Hinsicht sie wusste, was zu tun war.

Zwei uniformierte Polizisten standen Schulter an Schulter innerhalb des mit gelbem Band abgesperrten Bereichs. Der eine hatte sich den Nachbarn zugewandt, der andere dem Tatort. Gemeinsam bildeten sie eine Barriere, mit der sie das Opfer so gut wie möglich vor Blicken schützten.

Auch das Team der Spurensicherung war bereits anwesend, schoss Fotos und sammelte Beweise. Nun würde es nicht mehr viel zu sehen geben, aber J. D. wusste, dass die gaffende Menge bereits zu viel gesehen hatte, bevor der Tatort gesichert worden war.

Auf J. D.s Frage deuteten zwei Uniformierte auf einen dritten Polizisten, der bei Drew Peterson, dem Leiter der Spurensicherung, stand. Er hieß Hopper, wie man J. D. mitteilte, und war als Erster am Tatort gewesen.

»Danke.« J. D. ging an den Polizisten vorbei und wappnete sich innerlich gegen das Bild, das ihn erwartete. Trotzdem musste er sich zusammenreißen, um nicht das Gesicht zu verziehen. Das Opfer saß auf einem im Boden verankerten Stuhl und war über einem steinernen Schachtisch zusammengesunken. Sein Gesicht war so schlimm zerschlagen worden, dass nicht mehr viel zu erkennen war. Wer hat dem alten Mann das angetan? Und warum?

Das Opfer trug einen beigefarbenen Trenchcoat, der bis zum Hals zugeknöpft und in der Taille gegürtet war. Die Hände steckten in den Taschen. Weder auf dem Mantel noch dem Stuhl war Blut zu sehen. Nur der Schädel und das Gesicht waren blutverschmiert.

Mit ernster Miene trat Officer Hopper auf ihn zu. »Ich bin Hopper.«

»Fitzpatrick, Morddezernat.« Auch nach drei Wochen in der Abteilung kam es J. D. noch immer seltsam vor, sich mit diesen Worten vorzustellen. »Sie haben auf den Notruf reagiert?«

Hopper nickte. »Das hier ist mein Revier. Das Opfer heißt Jerry Pugh. Achtundsechzig, weiß, männlich.«

»Sie kannten ihn also. Es tut mir leid«, murmelte J. D.

Wieder nickte Hopper. »Ja, mir auch. Jerry war harmlos. Und krank.«

»Er war dement, richtig?«, fragte J. D., und Hopper verengte überrascht die Augen.

»Ja. Woher wissen Sie das?«

»Eine Lady dort an der Absperrung erwähnte, sie hätte einer gewissen Barb immer wieder geraten, ihn in ein Heim einzuweisen.«

»Das war wahrscheinlich Mrs. Korbel, und sie hatte recht mit ihrem Rat. Ich war ebenfalls der Meinung. Aber Mrs. Pugh – Barb – wollte nichts davon wissen. Wahrscheinlich brachte sie es nicht übers Herz. Sie waren schon ewig miteinander verheiratet.«

»Wer hat die Leiche gefunden?«

Wieder blickte Hopper überrascht drein. »Sie.« Er deutete auf die andere Seite des abgesperrten Bereichs, wo eine Frau etwas abseits stand. Sie hielt mit undurchdringlicher Miene die Arme vor der Brust verschränkt, doch es ging eine deutlich spürbare Spannung von ihr aus. J. D. kam es vor, als könnte sie sich nur mühsam beherrschen.

Sie war groß, mindestens eins fünfundsiebzig, vielleicht sogar etwas größer. Das lange Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, leuchtete rotgolden unter den hellen Scheinwerfern der Spurensicherung, und ihr Gesicht war hübsch und so klassisch konturiert, dass es als Modell für eine Statue hätte herhalten können. Aber vielleicht kam ihm dieser Gedanke bloß, weil sie so reglos dastand.

Sie trug eine Windjacke, enge Laufshorts und Hightech-Sportschuhe. Dass man ihr zugestand, so nah am Ort des Geschehens zu bleiben, ließ vermuten, dass sie mehr als nur eine Schaulustige war, aber er hatte sie noch nie gesehen. An dieses Gesicht hätte er sich erinnert.

Und an die Beine erst recht.

»Wer ist ...«, setzte er an, doch in diesem Augenblick wandte sie den Kopf und begegnete seinem Blick.

Und als die schmerzliche Erinnerung aufblitzte, wusste J. D. genau, wer sie war. »Dr. Trask«, sagte er leise. Lucy Trask, die Pathologin. Lucy weiß, was zu tun ist. »Sie hat ihn gefunden?«

»Ja. Kurz vor Tagesanbruch«, sagte Hopper. »Dr. Trask ist ... na ja, sie ist eine nette Lady, das ist alles.«

J. D. stellte fest, dass er sich räuspern musste. »Ja, ich weiß. Wo finde ich Mrs. Pugh?«

»Mein Partner, Rico, ist auf der Suche nach ihr. Wir haben an die Wohnungstür geklopft, aber sie hat nicht aufgemacht. Der Hausmeister hat mit dem Schlüssel gewartet, und kurz darauf war das ganze Haus hier unten auf der Straße. Alle, bis auf Mrs. Pugh. Rico hat die Wohnung durchsucht, aber sie war nicht da. Und ihr Wagen steht auch nicht auf dem Parkplatz.«

»Nichts in der Wohnung, das auf Gewaltanwendung hindeutet?«

»Nein. Rico meinte, es sähe aus, als sei sie verreist. In der Küche standen mehrere Näpfe mit Katzenfutter, und sämtliche Küchengeräte waren ausgestöpselt. Der Hausmeister versucht gerade, die Verwaltung zu erreichen, um

in Erfahrung zu bringen, welche Notfalladressen angegeben sind.«

J. D. hatte Hopper zugehört, aber den Blick nicht von Dr. Lucy Trask genommen. Sie hatte sich abgewandt, aber er hatte den tiefen Kummer in ihren Augen gesehen.

»Holen Sie mir Rico ans Funkgerät«, wies er Hopper an. »Er soll den Notfallkontakt nicht anrufen. Geben Sie mir die Adresse. Ich will nicht, dass die Ehefrau schon informiert wird.«

Hopper zog die Brauen zusammen. »Barb Pugh hat nichts damit zu tun. Sie ist fast siebzig.«

»Sehe ich ein.« Es war unwahrscheinlich, dass eine Frau in dem Alter jemandem so verheerende Verletzungen zufügen konnte. »Ich muss zunächst jeden als potenziellen Verdächtigen behandeln, bis ich etwas anderes weiß.«

Die tiefe Falte zwischen Hoppers Brauen glättete sich. »Also gut. Ich rufe Rico über Funk.«

»Danke.« J. D. ging neben dem Opfer in die Hocke, um sich einen Eindruck aus der Nähe zu verschaffen. Der Täter hatte sich an Jerry Pugh regelrecht ausgetobt. Mit einem harten, stumpfen Gegenstand war unbarmherzig auf den Mann eingeschlagen worden, so dass von seinen Gesichtszügen nichts mehr zu erkennen war.

Zorn, dachte er. Vielleicht ein Drogenrausch. Was Menschen unter Einfluss von Betäubungsmitteln tun konnten, hatte er bei der Drogenfahndung zur Genüge erlebt. Das hier war kein gewöhnlicher Raubüberfall gewesen. Hier hatte jemand die Beherrschung verloren.

Drew Peterson von der Spurensicherung hockte sich neben ihn. »Hey, J. D., du bist aber schnell hergekommen. Bist du dein Haus draußen endlich losgeworden?«

J. D. und Drew waren direkt nach der Akademie demselben Revier zugewiesen worden, aber seit Maya gestorben war, hatten sie sich nicht mehr oft gesehen. J. D. hatte seitdem so gut wie niemanden mehr gesehen. Seine Arbeit beim Drogendezernat hatte ihn glücklicherweise stark beansprucht. Doch der Wechsel zur Mordkommission war ein deutlicher Einschnitt gewesen, ein Neustart, und so sehr er den alten Mann vor ihm auf dem Schachtisch auch bemitleidete, er freute sich auf die Veränderung.

»Von wegen.« Nachdem er ein frustrierendes Jahr lang versucht hatte, das Haus, das er mit seiner Frau geteilt hatte, zu verkaufen, stand er kurz davor, aufzugeben. »Hast du schon etwas herausgefunden?«

»Bisher nicht viel. Wir haben gerade erst die Fotos gemacht. Wir müssen erst die Leute von der Rechtsmedizin ihre Arbeit machen lassen, dann sind wir an der Reihe. Wo ist Stevie?«

»Unterwegs.« Sobald sie jemanden gefunden hatte, der auf ihre kleine Tochter aufpasste. J. D.s Partnerin Stevie Mazzetti war normalerweise für alle Fälle gewappnet, wenn sie Bereitschaftsdienst hatte, doch heute hatte ihr Babysit-ternetzwerk versagt. Aber J. D. machte es nichts aus, Stevie zu entschuldigen. Es war ausgesprochen selten nötig, denn normalerweise versah sie ihren Dienst tadellos. Ohnehin verdankte J. D. ihr viel.

J. D. deutete auf das Gras am Fuß des Tisches. »Er ist auf jeden Fall nicht hier getötet worden. Kein Blut auf dem Boden oder auf dem Mantel. Hast du schon eine Idee, wie man ihn hergebracht haben könnte?«

»Da fällt mir nur ein Rollstuhl ein. Wir haben Spuren im Gras gefunden und nehmen einen Abdruck, sobald wir können. Allerdings ist kein Rollstuhl gefunden worden. Wer immer ihn hier abgelegt hat, hat das Ding wieder mitgenommen.«

»Und keine Radspuren vom Weg bis hierher«, sagte J. D. »Er muss also getragen oder hergeschleift worden sein, so dass später jemand einen leeren Rollstuhl weggeschoben haben muss. Und wenn man das Opfer hergezerrt hat, dann müsste etwas an den Schuhen zu finden sein.«

»Falls ja, dann unter den Sohlen. Hast du dir die Schuhe schon angesehen?«, fragte Drew.

J. D. blickte unter den Schachtisch. Die Schuhe des Opfers waren blitzblank und poliert. »Keine Abschürfungen. Sieht nicht so aus, als hätte man ihn hergeschleift.«

»Weißt du, was solche Schuhe kosten?«

»Viel, nehme ich an.« Teuer sahen sie jedenfalls aus. Vielleicht waren sie sogar handgemacht. J. D. warf einen Blick über die Schulter zum Haus hinüber. Das Gebäude war zwar kein Sozialbau, aber das Ritz war es gewiss auch nicht. »Was er an Miete gespart hat, scheint er für Schuhe ausgegeben zu haben. Es wäre interessant herauszufinden, womit Mr. Pugh sein Geld verdient hat, bevor er demenzkrank geworden ist.«

»Der Doc wird's wissen«, sagte Drew. »Sie wohnt auch in dem Haus.«

»Sie kannte ihn also persönlich?«, fragte er, und wieder nickte Drew. Das erklärte sowohl ihren Kummer als auch, warum sie ausgerechnet hier in diesem Park joggen ging. Sie

stand noch immer reglos am Rand des Geschehens und starrte auf die Leiche. In ihm regte sich Mitgefühl. »Das muss ein ziemlicher Schock gewesen sein. Dann wird sie die Untersuchung also nicht machen?«

»Nein. Sie hat ein anderes Team angefordert. Aber sie scheint es mit Fassung zu tragen.«

»Gerade eben so«, murmelte J. D. »Ich werde Dr. Trask befragen und dann zusehen, dass ich die Witwe des Opfers und vielleicht Zeugen ausfindig machen kann. Ruf mich an, wenn ihr etwas findet.«

»Mach ich.«

Lucy Trask straffte sich, als er auf sie zukam. Ihre Augen waren zwar trocken geblieben, aber sie war sehr blass. Noch immer hielt sie den Blick auf den Toten gerichtet und sah nicht auf.

»Dr. Trask? Ich bin Detective Fitzpatrick.«

»Ich weiß«, sagte sie tonlos. »Sie sind Mazzettis neuer Partner. Wo ist Stevie?«

»Auf dem Weg. Kann ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Sicher.« Ihre Lippen bewegten sich kaum, als sie sprach.

»Sollen wir uns in meinen Wagen setzen? Dort ist es bequemer.«

Ihre Kiefermuskeln verspannten sich. »Nein, ich möchte hier bleiben. Stellen Sie bitte einfach Ihre Fragen, Detective.«

Ihre Antwort klang ein wenig verärgert. Er konnte einen leichten Dialekt hören, nicht wirklich Südstaaten, aber aus der Stadt kam sie auch nicht. Zumindest nicht ursprünglich. »Okay. Sie kannten das Opfer?«

Sie nickte knapp, schwieg aber.

»Tut mir leid, Dr. Trask. Mir ist klar, wie schwierig das für Sie ist. Sie haben ihn gefunden?« Wieder nickte sie. »Wann?«

»Gegen halb sechs. Ich war laufen und sah Mr. Pugh hier auf dem Platz.« Sie sprach so emotionslos, als erstattete sie offiziell Bericht. »Ich dachte, er sei wieder einmal draußen herumgeirrt.«

»Er war dement«, sagte J. D., und endlich sah sie zu ihm auf. Ihre Augen waren von einem durchdringenden Blau, das man nicht leicht vergaß. Im Augenblick brannten sie vor Kummer, Zorn und Schock, aber er wusste, dass sie voller Wärme und Mitgefühl sein konnten. An diese Augen hatte er sich noch lange erinnert, nachdem er ihr zum ersten – und bis heute auch einzigen – Mal begegnet war.

Und damals hatte er nur ihre Augen gesehen. Der Rest von ihr war unter Maske und Kittel verborgen gewesen.

»Mr. Pugh hatte Alzheimer«, bestätigte sie.

»Wie oft verließ er seine Wohnung?«

Sie schien resigniert in sich zusammenzusacken. »In letzter Zeit drei- bis viermal die Woche. Barb musste auch irgendwann schlafen. Gewöhnlich war ich diejenige, die ihn fand, wenn er nachts unterwegs war.«

»Und Sie haben ihn dann nach Hause gebracht?«

»Ja.« Sie antwortete so leise, dass er sie kaum hören konnte.

»Ließ er sich immer anstandslos nach Hause bringen?«

»Ja. Er war nicht gewalttätig.«

»Aber es gibt Alzheimer-Patienten, die es sind«, bemerkte J. D. Ihr Kinn hob sich fast unmerklich. »Ja, die gibt es. Aber er gehörte nicht dazu. Wir konnten ihn immer beruhigen.«

Sie hatte das Opfer also nicht nur einfach gekannt, dachte J. D. Sie hatte ihm nahegestanden. »Sie waren früh unterwegs heute Morgen.«

»Ja. Ich laufe immer vor Tagesanbruch.«

»Haben Sie das Opfer bereits hier sitzen sehen, als Sie losgelaufen sind?«

Sie warf ihm einen gereizten Blick zu. »Nein. Dann hätte ich ihn sofort nach Hause gebracht.«

»Er war also noch nicht da, als Sie Ihre Runde begonnen haben?«

Ihr Blick flackerte. Offenbar hatte sie erst jetzt verstanden, worauf er hinauswollte. »Oh. Das wäre möglich, aber ich hätte ihn ohnehin nicht gesehen. Ich fange auf der anderen Seite des Hauses an und umrunde einmal das ganze Viertel, bevor ich auf dem Rückweg durch den Park komme.«

»Haben Sie andere Personen gesehen?«

»Nur die anderen Läufer. Die Namen kenne ich aber nicht. Vielleicht weiß Officer Hopper mehr.« Sie warf ihrem Haus einen Blick zu. »Wo bleibt Officer Rico denn? Er wollte nach Barb sehen.«

»Es sieht so aus, als sei sie nicht mehr da.«

Entsetzt blickte Trask zu ihm auf. Ihre schmale Hand umklammerte seinen Arm. »Nicht mehr da? Was soll das heißen? Tot?«

Augenblicklich bereute er seine Wortwahl. »Nein, nein«, beruhigte er sie und legte seine Hand über ihre. Ihre Haut war eiskalt. Automatisch nahm er ihre Finger von seinem Ärmel und rieb sie, um sie zu wärmen. »Alles deutet darauf

hin, dass sie fort ist. Verreist. Die Wohnung ist leer, ihr Auto steht nicht auf dem Parkplatz.«

Die Furcht verwandelte sich in Unglauben. Ihre Hand lag noch immer in seiner. »Nein. Barb würde ihn niemals allein lassen.«

»Aber sie ist fort.«

Nun befreite sie mit einem Ruck ihre Hand und trat einen Schritt zurück. Sie schien noch blasser zu werden. »Nein. Unmöglich! Sie würde ihn niemals freiwillig im Stich lassen. Jemand muss sie weggebracht haben. Oh, mein Gott!«

»Sie hat alle Küchengeräte ausgestöpselt«, sagte J. D. und beobachtete, wie seine Worte ihren Unglauben durchdrangen. »War das ihr übliches Vorgehen, wenn sie längere Zeit wegfuhr?«

Trask nickte betäubt. »Ja. Aber ich glaube trotzdem nicht, dass sie ihn einfach allein gelassen hat. Sie hatte ihr ganzes Leben auf ihn ausgerichtet.«

»Manchmal tun Menschen unter Stress Dinge, die sie gewöhnlich nicht tun würden«, sagte J. D. vorsichtig. »Sich rund um die Uhr um einen Partner mit Alzheimer zu kümmern ...«

»Nein!«, fuhr sie ihm ins Wort. Ihr Zorn verlieh ihrer Stimme Autorität. »Herrgott, nein, Detective. Mr. Pugh konnte sich nicht einmal selbst anziehen oder auch nur die Schuhe zu-« Sie hielt inne und zog die Brauen zusammen.

J. D. beugte sich leicht vor. »Auch nur die Schuhe?«, wiederholte er, um sie zum Weiterreden zu bewegen.

Aber sie ging bereits auf den Toten zu. »Seine Schuhe!«, sagte sie mit einem Blick über die Schulter zu ihm. »Mr. Pugh trägt Schuhe mit Senkeln.«

J. D. hastete ihr hinterher, um sie zurückzuziehen, falls sie der Leiche zu nahe kam, aber sie blieb stehen und ging genau an der gleichen Stelle in die Hocke wie er zuvor. Etwas war mit ihr geschehen, und sie wirkte nicht mehr länger wie betäubt. Nun umgab sie eine Energie, die die Luft zum Sirren zu bringen schien.

Fasziniert hockte er sich neben sie und musterte ihr Profil, während sie auf die Füße des Opfers starrte. Das Blut kehrte in ihr Gesicht zurück, und ihre Wangen färbten sich vor seinen Augen rosa.

Nein, dieses Gesicht hätte er niemals vergessen können.

»Mr. Pugh hat seit fünf Jahren keine normalen Schuhe mehr getragen«, murmelte sie und lenkte seine Aufmerksamkeit wieder zu dem Toten auf dem Stuhl. »Er trägt orthopädische Schuhe mit Klettverschlüssen. Barbs Finger sind zu steif, um Schleifen zu binden.«

»Vielleicht besitzt er mehrere Paar«, gab J. D. zu bedenken, aber sie schüttelte den Kopf.

»Das sind Ferragamos. So viel Geld hat Mr. Pugh nie gehabt, und wenn, dann hätte er es nicht für Schuhe ausgegeben.«

»Welchen Beruf hat er ausgeübt? Ich meine, vor ... seiner Alzheimer-Erkrankung.«

Sie sah zu ihm auf, und ihr Blick war wachsam. Und hellwach. »Er war Musiklehrer an der Highschool und hat seine Schuhe bei J. C. Penney's gekauft. Das hier ist nicht Jerry Pugh.«

Sie klang durch und durch überzeugt. »Was macht Sie da so sicher?«

»Die Schuhe haben außerdem die falsche Größe«, sagte sie. »Diese hier sind Größe zehn. Mr. Pugh hatte Größe zwölf.« Sie schloss die Augen. »O Gott. O Gott. Hat. Hat Größe zwölf. Er lebt. Das ist er nicht. Das hier ist er nicht!«

»Alles okay mit Ihnen, Dr. Trask?«

Sie nickte, aber sie zitterte und ballte die Hände zu Fäusten. »Ja, es geht mir gut.«

Dessen war er sich nicht so sicher, aber er konnte nur hoffen, dass sie wusste, wann sie in Ohnmacht fallen würde. »Woher kennen Sie Mr. Pughs Schuhgröße?«, fragte er.

»In meinem Beruf sieht man eine Menge Füße, Detective. Ich kann Größen einschätzen.«

Vor seinem geistigen Auge sah er die mit weißen Tüchern bedeckten Toten im Kühlraum des Leichenschauhauses, von denen nur die Füße mit den Kennkarten an den Zehen hervorlugten. »Ja, das kann ich mir vorstellEn. Aber woher kennen Sie ausgerechnet seine?«

Sie rollte in einer Geste des Unbehagens die Schultern. »Im Februar fand ich Mr. Pugh hier, genau auf diesem Stuhl. Er hatte ohne Schuhe das Haus verlassen, und seine Füße waren fast erfroren. Ich rief die Polizei, massierte ihm die Füße und versuchte, sie mit meinem Mantel zu wärmen. Daher weiß ich, welche Größe er hatte. Die Füße dieses Mannes hier sind zu klein. Der Tote ist nicht Mr. Pugh.«

»Was für eine nette Geste. Dem Mann die Füße zu massieren«, murmelte er.

»Das hätte jeder andere auch getan.«

Daran zweifelte er stark. »Sie nennen ihn Mr. Pugh, sagen aber ›Barb‹ zu seiner Frau. Warum?«

Sie stutzte. »Macht der Gewohnheit, nehme ich an. Das ist mir gar nicht aufgefallen.«

»Wie lange kennen Sie Mr. Pugh schon?«

»Zwanzig Jahre. Er war mein Lehrer. Auf der High-school.«

Sie hatte zögernd geantwortet, als würde sie diese Information nur ungern preisgeben. Abrupt erhob sie sich, und er tat es ihr etwas gemächlicher nach. »Dieser Mann ist auch keine siebzig. Wäre ich nicht so abgelenkt gewesen, hätte mir das sofort auffallen müssen.«

»Deswegen dürfen Sie sich keine Vorwürfe machen«, sagte er, aber sie winkte ab.

»Er ist vielleicht fünfzig, wenn überhaupt, außerdem mindestens fünf Zentimeter größer.« Sie beugte sich über den Kopf des Toten. Getrocknetes Blut bedeckte seine Kopfhaut. »Immerhin ist er kahl wie Mr. Pugh – oder hat sich rasiert. Das weiß ich, sobald ich ihn auf meinem Untersuchungstisch liegen habe.«

»Okay. Nehmen wir an, Sie haben recht, und dieser Mann ist nicht Jerry Pugh. Wieso sind Sie zunächst davon ausgegangen?«

»Zum einen, weil er auf Mr. Pughs Stuhl saß.«

»Mr. Pughs Stuhl? Warum bezeichnen Sie ihn als ›seinen‹ Stuhl?«

»Wenn er die Wohnung verlässt, kommt er meistens hierher. Bevor er an Alzheimer erkrankt ist, war er ein

ziemlich guter Schachspieler. Jeden Tag kam er nach der Schule her, und immer warteten schon Leute darauf, ihn vielleicht endlich einmal schlagen zu können.« Sie schüttelte sich leicht und deutete auf einen Tweedhut am Boden. »Und außerdem habe ich den da gesehen. Mr. Pugh hat so einen Hut. Als ich den Mann entdeckte, war ihm der Hut tief ins Gesicht gezogen. Er fiel ihm vom Kopf, als ich ihn an der Schulter berührte.« Sie hielt inne und biss sich auf die Unterlippe. »Mr. Pugh hat auch so einen Trenchcoat.«

J. D. runzelte die Stirn. Das gefiel ihm nicht. »Wer weiß, dass Mr. Pugh sich öfter hier aufhält?«

Langsam wandte sie den Kopf, bis sie seinem Blick begegnete. »Jeder aus unserem Haus. Jeder in jedem angrenzenden Haus. Er ist zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten durch die Gegend geirrt. Warum?« Auch wenn sie ihm die Frage stellte, war er sich sicher, dass sie die Antwort bereits wusste.

»Wer weiß, dass Sie morgens laufen?«

»Andere Läufer. Jeder, der um diese Zeit schon auf den Beinen ist. Warum?«, wiederholte sie.

»Weil er nicht hier umgebracht wurde. Drew glaubt, er sei mit einem Rollstuhl von Ihrem Haus aus hergefahren worden. Da hat sich jemand viel Mühe gemacht, damit er hier gefunden werden kann.«

»Sie meinen, jemand wollte, dass ich ihn finde.«

Genau das meinte er, aber er wollte nicht vorgreifen. »Bleiben wir zunächst einmal dabei, dass jemand sich viel Mühe gemacht hat, damit er gefunden wird.«